

zur Abgrenzung beziehungsweise Darstellung von Geschlechtern wird jedoch ebenso wenig thematisiert wie die entsprechenden Implikationen des Verhältnisses zwischen dem jungen Reisenden und seinem Tutor.

Die letzten beiden Abschnitte zu altershomogenen Gruppenbeziehungen und geschlechterspezifischen Begegnungen wären vom Gegenstand her sicher am besten geeignet gewesen, über Geschlechter und deren Konstruktion im höfisch-adligen Kontext Beobachtungen zu formulieren. Neben dem Aspekt der Selbstkontrolle als Bildungsziel in Hinblick auf die verschiedenen körperlichen Genüsse bringt die Autorin hier den Begriff des „höfischen Mannes“ (219) beziehungsweise der Männlichkeit ein (221f). Anstatt jedoch diesen Begriff zu erörtern, ihn mit Inhalt zu erfüllen, die Möglichkeiten der Kavaliertour für die Ausprägung von „Männlichkeit“ zu erkunden, bleibt die Autorin auch hier an eher gängigen Feststellungen hängen. Die Kavaliertour habe dazu gedient, den Status der jungen Männer auszumessen (228); es sei ein Nebeneinander von Disziplinierungsbemühungen und nonkonformem Verhalten anzunehmen (229). Jenseits der Welt der Affektkontrolle habe es auch eine solche des außerehelichen Geschlechtsverkehrs gegeben (243) und Virilität in der höfischen Welt habe sich recht ungebrochen in sexueller Potenz dokumentiert (239).

Ein Teil der Probleme ist bestimmt auch den Quellen anzulasten; wer einmal nach Dokumenten zur Kavaliertour gesucht hat weiß, dass diese dünn gesät und oft sehr spröde sind, gerade, wenn es um Fragen jenseits von Affektbeherrschung und höfischem Bildungserlebnis geht. Angesichts der formulierten Fragestellung hätte man sich aber doch den differenzierteren Umgang mit dem vorhandenen, zum Teil sogar gedruckt vorliegenden Material gewünscht – oder eine Problematisierung der eigenen Fragen in Hinblick auf die Geschlechterspezifika der Reise und ihrer Konsequenzen. Auch in der Zusammenfassung findet man jedoch nur einen knappen Hinweis auf soziale Praktiken adeliger Männlichkeit (249) und den Topos der unerfahrenen Frau. Die Verfasserin hat zwar ständische Implikationen der Kavaliertour, die in der Forschung schon länger eine Rolle spielen, an ihrem Material herausgearbeitet. Zur wesentlich innovativeren Frage der Geschlechterspezifika und Geschlechterkonstruktion in einem wichtigen Lebensabschnitt junger Adliger bietet ihr Buch jedoch nur wenige Anregungen.

*Katrin Keller, Wien*

**Charlotte Heinritz, Auf ungebahnten Wegen. Frauenautobiographien um 1900.** Königstein/Taurus: Ulrike Helmer Verlag 2000, 520 S., EUR 29,90, ISBN 3-897-41051-6.

Um 1900 erschienen erstmals in großer Zahl weibliche Autobiographien – nicht nur von Adligen und Bürgerlichen, sondern von Frauen aus allen Schichten und Klassen. Sie sind Ausdruck davon, dass sich Königinnen und Köchinnen, Künstlerinnen und Mütter, sozialistische Arbeiterinnen und Diakonissen alle im selben Grundkonflikt sahen: Die hergebrachten Lebensentwürfe waren nicht mehr tragfähig, neue noch nicht vorhanden.

Wenn die Welt ihre Sicherheiten verliert, muss Identität selbst erkämpft oder hergestellt werden. Dieser Herausforderung stellten sich 350 Frauen, die ihre Lebensgeschichten zwischen 1890 und 1914, in einer Zeit des wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Umbruchs schrieben und deren Autobiographien hundert Jahre später zum Forschungsgegenstand von Charlotte Heinritz wurden.

Die Diplom-Pädagogin Heinritz hat in ihrer breit angelegten Studie ein komplexes historisches Phänomen analysiert, das zwar bekannt, aber nur unzureichend erforscht war: der „Boom“ weiblicher Autobiographien um die Jahrhundertwende. Heinritz macht klar, dass es bei der Analyse dieser Texte nicht um die Erforschung historischer oder auch nur persönlicher „Wahrheiten“ gehen kann. „Die Bedeutung autobiographischen Erzählens liegt nicht in der Abbildung der Wirklichkeit, in der Rekonstruktion des vergangenen Lebens, sondern in der Konstitution von Sinn“ (26). Nur wenn der Zusammenhang von Text und Form mitreflektiert wird, wenn der Blick darauf gelenkt wird, „wie die Autorinnen ihre Lebensbeschreibung gestalten“ (27), kann eine Untersuchung sinnvoll sein.

Das demonstriert Heinritz beispielsweise anhand der Autobiografien von Elisabeth Jonas, Hedwig Gräfin Rittberg, Adelheid Popp oder Therese Schlesinger und Marie Eugenie delle Grazie, um nur einige Namen jener 20 Frauen zu nennen, deren Texte in eigenen Kapiteln ausführlicher interpretiert werden. Das Verfahren hierbei ist „ergebnisorientiert“ (21) und ein hermeneutisches, indem sich die Autorin eng an die Auswertungsverfahren von narrativen Interviews anlehnt und sequenz-analytischen Prinzipien folgt: ihre Unterscheidung der verschiedenen „Erzählmodi“ entwickelt sie nach Fritz Schütze (23).

Bei ihrer Definition von Autobiographie folgt Heinritz im Wesentlichen der Definition von Philippe Lejeunes, der in seinem grundlegenden Werk „Der autobiographische Pakt“<sup>1</sup> von der „nachweisbare(n) Identität von Autor, Erzähler und Figur“ als Voraussetzung für die Autobiographie spricht. Neben diesem „Pakt“ mit dem Leser/der Leserin ist der Rückblick auf die eigene Lebensgeschichte zweites unabdingbares Kriterium.

Heinritz teilt ihre Quellen in zwölf verschiedene Formen autobiographischer Texte, von „Erinnerungen“ über „autobiographische Romane“ und „Gedichte“ hin zur „fingierten Autobiographien“. Sie identifiziert in der inhaltlichen Analyse der Texte fünf zentrale Lebensthemen: Familie, Beruf, Politik, Dichtung und Musik. In der Konstellation dieser fünf Themen erkennt sie eine empirisch begründete Typologie – eines der wesentlichsten Ergebnisse der Studie.

Für jedes dieser zentralen Lebensthemen stellt Heinritz dann ausgewählte Autobiographien exemplarisch dar. Besondere Bedeutung sieht sie in der Tatsache, dass auch die „Familie“, als traditionell „selbstverständlicher Bereich“ zentral thematisiert wird, und zwar als durchaus gleichberechtigter Gegenpol zum historisch „neuen“ Thema „Beruf“. Für Heinritz bedeutet das, dass „Familie“ nicht mehr als ausschließlich selbstverständliches und naturgegebenes Frauenschicksal betrachtet wird, sondern dass durchaus bereits eine bewusste Entscheidung *für* das Familienleben beziehungs-

1 Philippe Lejeune, Der autobiographische Pakt, Frankfurt a. M. 1994 [Original: Le pacte autobiographique, Paris 1975].

weise das Bewusstwerden individuellen Lebenssinns innerhalb der Familie vorhanden war. So sehr das „Lebensthema Familie“ (430) im Korpus der Autobiographien bereits vorkommt, so wenig wird der Bereich des „Intimen“, Ehe, Sexualität oder Mütterlichkeit, behandelt.

Das Thematisieren zentraler Lebensbereiche und die individuelle Entscheidung für einen bestimmten Lebensweg beziehungsweise dessen positive Akzeptanz erscheinen als grundlegende Voraussetzung für das autobiographische Schreiben der Frauen. Ihre jeweiligen Entscheidungen, aber auch jene Momente im eigenen Leben, die im Rückblick als „entscheidend“ gewertet werden, bilden oftmals den Einstieg in die autobiographischen Texte und werden von Heinritz als „Schlüsselszenen“ behandelt.

Ein weiteres interessantes Ergebnis der Studie ist die häufige Abweichung der Autobiographinnen von der bürgerlichen Entwicklungsautobiographie; andere bestehende Modelle – wie die Familienchronik oder die sozialistische Arbeiterinnenautobiographie – wurden an die eigenen Lebenserinnerungen „angepasst“.

Heinritz gelingt es, durch ihre breit angelegte und zugleich detailliert durchgeführte analytische Arbeit vielfach neue und überraschende Charakterisierungen von Frauenleben zu vermitteln und gleichzeitig klare Prämissen für die weitere Forschung zu setzen. Die Bestätigung, dass Autobiographien unbedingt „als Bedeutungsganzes interpretiert werden“ müssen, weil sie in erster Linie Zeugnisse für „Selbstfindungsprozesse in krisenhaften Situationen“ sind, ist eine der wichtigsten Erkenntnisse. Diese Studie kann uns Aufschluss geben über individuelle Lebens- und Überlebensstrategien, über „spezifische Lösungen unter nicht vorhergesehenen Bedingungen“ (442), die diese Frauen für sich entwickelten und die sie, indem sie sie niederschrieben, doch auch weitergeben wollten.

*Stefanie Risse, Anghiari*

Beate Rössler, **Der Wert des Privaten**. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001, 380 S., EUR 14,00, ISBN 3-518-29130-0.

Die in Amsterdam lehrende Philosophin Beate Rössler versteht ihre Arbeit über das Private als „Beitrag zur Sozial- und politischen Philosophie“ (14). Ihre Überlegungen zum Begriff und zur Theorie des Privaten, die sich im politisch-philosophischen Rahmen des Liberalismus verorten, liefern einen „Beitrag zur Selbstverständigung des Liberalismus, zur Innenarchitektur der liberalen Demokratie“ (27). Die Autorin verschafft durch sorgfältige Abwägung verschiedener Positionen der philosophischen Literatur zum Thema Privatheit einen breiten Überblick über die Debatte um Privatheit und Öffentlichkeit, aber auch um Begriffe wie „Freiheit“, „Autonomie“, „Gleichheit“. In 5 Kapiteln entwickelt sie eine differenzierte, äußerst gründliche Theorie des (Werts des) Privaten.

Die Einleitung beginnt mit einem Blick auf die unterschiedlichen, wenn sich auch vielfach überschneidenden, Thematisierungen des Privaten, der deutlich macht, dass es die *eine* Geschichte des Privaten nicht gibt, sich das Private vielmehr durch eine